

Zeitschrift: Rote Revue : sozialistische Monatsschrift
Herausgeber: Sozialdemokratische Partei der Schweiz
Band: 24 (1944-1945)
Heft: 16

Artikel: Zeit und Zukunft : Röpkes Gesellschaftskritik
Autor: Grabowsky, Adolf
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-335144>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 05.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

ROTE REVUE

SOZIALISTISCHE MONATSSCHRIFT

Herausgeber: Sozialdemokratische Partei der Schweiz

24. JAHRGANG - DEZEMBER 1945 - HEFT 16

Zeit und Zukunft

Röpkes Gesellschaftskritik

Von Adolf Grabowsky

I.

In schneller Folge hat Professor Wilhelm Röpke drei Bücher zu den sozialen Problemen der Gegenwart erscheinen lassen: «Die Gesellschaftskrisis der Gegenwart», «Civitas humana» und ein drittes, das sich «Internationale Ordnung» betitelt. Das erste Buch, mitten im Kriege veröffentlicht und in eine sehnsüchtig einen fruchtbaren Frieden herbeiwünschende Menschheit hineinschneidend, ist stark beachtet worden, das zweite schon sehr viel weniger, während das dritte in der Bücherflut fast unterging. Der Grund für dieses abnehmende Interesse liegt in zweierlei: einmal darin, daß der Verfasser sich eigentlich schon im ersten Buch vollkommen ausgegeben hat; was er in den beiden folgenden bietet, ist nur Ausführung einiger Sonderfragen und Versuch einer Widerlegung der Kritiker. Höchstens läßt sich sagen, daß das erste mehr Vergangenheit und Gegenwart, die beiden andern eher die Zukunft behandeln, den Aufbau einer vernünftigen Gesellschaftsordnung, wobei es das zweite Buch in der Hauptsache mit der innerstaatlichen, das dritte mit der internationalen Ordnung zu tun hat. Aber da der Standpunkt Röpkes von vornherein auch für die Zukunftsprobleme festgelegt war, so sind doch auch in dieser Hinsicht Band zwei und drei in Band eins enthalten. Dann aber ist die erlahmende Beachtung auch in der wachsenden Einsicht begründet, daß Röpkes Format doch für das von ihm usurpierte Amt des Sozialkritikers nicht ausreicht; als die erste Verblüffung über sein forsches Auftreten gewichen war, wurde ein Zauberkünstler sichtbar, dessen Apparate bereits von mancherlei Vorgängern benutzt und abgenutzt waren.

Dennoch lohnt sich die Auseinandersetzung mit Röpke, weil er die letzten der Bourgeoisie verbliebenen Bunker verteidigt, und zwar in einer Manier, die auch Waffen des Gegners heranholt und deshalb nicht ohne weiteres als reaktionär verschrien werden kann. Röpke hält das gegenwärtige Wirtschaftssystem für recht verbesserungsbedürftig und kämpft insbesondere gegen die privaten Monopole: Bergbau, Schwerindustrie, Schiffbau, Automobilindustrie und ähnliche Industrien sollen nach ihm nur als öffentliche Monopole bestehen bleiben. Diese Preisgabe der Schä-

den ist aber doch nur dazu da, um desto besser ein wahrhaft neues Wirtschaftssystem zu verdächtigen. Sind die Schönheitsflecke und die Runzeln beseitigt, so wird sich das Figürchen ganz stattlich präsentieren. Nur daß leider dabei vergessen wird, daß auch die kostspieligste Schönheitskur aus einem alten Weib niemals ein junges Mädchen macht. Die alten Weiber wollen das nicht einsehen, und davon leben die Schönheitssalons. Herr Röpke ist der Inhaber eines solchen Instituts, und daß er sein Geschäft versteht, wird auch aus seiner hohen Begabung zur Reklame erkennbar. Nur wenige Gelehrte in heutiger Zeit beherrschen so das Selbstlob. Freilich hat er auch das Glück gehabt, daß andere gellend für ihn ins Horn stießen. Ein nicht unverdientes Glück, so muß man hinzufügen, denn ein gelehrtes Haus wie er wiegt doch schließlich erheblich mehr als die übliche Schar der bürgerlichen Verbandssekretäre. Ja, er weiß schon durch die Fülle der Zitate zu imponieren: wer sich gern an Weisheitssprüchen erbaut, ohne sich der Mühe unterziehen zu müssen, eine Predigt anzuhören oder ein Zitätenlexikon anzuschaffen, kommt bei ihm auf die Rechnung.

Weniger schon wird sich der mit ihm befreunden können, der von der Wissenschaft feste Begriffe und sichere Unterscheidungen erwartet. Gewiß, Röpke ist stolz auf die von ihm gebrauchten Gegensatzbegriffe. Er kontrastiert namentlich Marktwirtschaft und Kommandowirtschaft, wobei ihm Kommandowirtschaft kurweg aller Kollektivismus ist. Aller Kollektivismus, und nun wirft er die ihm unsympathischen Wirtschafts- und Regierungsformen in den einen kollektivistischen Topf: den echten Sozialismus genau so wie den Nationalsozialismus, den Faschismus genau so wie den Leninismus, die bürgerliche Planwirtschaft und Kriegswirtschaft genau so wie die geordnete Wirtschaft auf höherer Stufenleiter. «Alle sind», so heißt es bei ihm wörtlich, «Spielarten jenes totalitären Regimes, dessen moderne Form durch die russische Revolution von 1917 geschaffen worden ist.» Er wagt sogar die Behauptung, viele der führenden Sozialisten und Kommunisten seien sich durchaus darüber im klaren, daß Faschismus, Nationalsozialismus und Sozialismus eine und dieselbe Sache seien. Herr Röpke würde uns einen Gefallen tun, wenn er uns einen einzigen dieser führenden Sozialisten vorwies.

Würde Röpke historisch denken können, so bliebe ihm nicht verborgen, daß alle Arten von Faschismus einer radikal anderen Epoche zugehören als der marxistische Sozialismus. Der Faschismus ist kapitalistisches Zersetzungsprodukt, Abfall aus der Küche eines Spätkapitalismus, der schwerindustrielle und feudale Bestandteile mit kleinbürgerlichen Ingredienzen und dem Proletariat vermeintlich wohlbekömmlichen Kraft-durch-Freude-Gewürzen zu einem gegenrevolutionären Tränklein zusammenbraut. Es ist die größte Verbeugung vor dem Nationalsozialismus, wenn so Gegenrevolution und Revolution als ein und dasselbe betrachtet werden. Ruft man sich allerdings nachträglich ins Gedächtnis, was alles im Laufe des Krieges von seiten des Bürgertums in der Schweiz zur Begriffsbestimmung des Nationalsozialismus geleistet worden ist, so darf man sich nicht darüber wundern, daß Röpkes Gebräu als schmackhaft befunden wurde. So hat ein sehr großes bürgerliches Blatt in einer Kritik der Gitermannschen Schrift «Und nach dem Kriege?» dem Natio-

nalsozialismus bescheinigt, er habe das kapitalistische Wirtschaftssystem durchaus überwunden. Im Dritten Reich sei, so hieß es dort, der Kapitalismus durch einen vom imperialistischen Geist erfüllten Kollektivismus ersetzt worden, dem nach der Überwindung des Kapitalismus kein anderer Ausweg mehr offen geblieben sei als die Expansion nach außen. Das hieß die Dinge geradezu auf den Kopf stellen, ging freilich mit der Röpkeschen These vollkommen zusammen, der Imperialismus werde erst recht in Erscheinung treten, wenn erst einmal dem breiten Volk die Lenkung der wirtschaftlichen Geschicke anvertraut sei.

II.

Ja, es ist ein Unfug und dient nur der – von Röpke gewollten – Diskreditierung des Kollektivismus, wenn man den Nationalsozialismus schlechthin als kollektivistisch bezeichnet. Etatistisch wäre der richtige Ausdruck. Dies System, das den völkischen Faktor als den maßgebenden pries und den Begriff Volk dergestalt über den Begriff Staat erhob, daß das Volk sich seinen Staat gestalte und daß der Staat nur Diener sei der völkischen Substanz, hat doch praktisch einer Staatsallmacht zur Geburt verholfen, wie sie kaum jemals früher vorhanden war. Der Kollektivismus dagegen, wie ihn der marxistische Sozialismus vor Augen hat, ist ganz etwas anderes: hier wird, weil man Staat mit Klassenstaat identifiziert und weil nur nach dem Absterben des Staates die erstrebte Klassenlosigkeit zur Geltung komme, das Kollektivum «Gesellschaft» an Stelle des Staates gesetzt. Man geht dabei von dem soziologischen Unterschied von Staat und Gesellschaft aus: wie der Staat aus bloßen gesellschaftlichen Gebilden erwachsen sei und diese Gebilde sich auch unterhalb des Staates und neben ihm immer erhalten hätten, so werde auch wieder Gesellschaft sein, wenn der Staat als Klasseninstitution der Klassenlosigkeit Platz gemacht habe.

Eng mit diesem Übergang vom Staat zur Gesellschaft soll das Erwachen der vollen persönlichen Freiheit verknüpft sein, die Erlösung des Individuums, so daß auch die Röpkesche Entgegensetzung von Individualismus und Kollektivismus für die Lehre des Marxismus keineswegs stimmt. Jeder Staatszwang muß, nach der Doktrin von Marx, die persönliche Freiheit für die unterdrückte Klasse zerstören, weil diese wirtschaftlich und sozial abhängig ist. Die Freiheitsrechte mögen noch so sehr als allgemeine Menschenrechte gelten und mögen noch so präzise in der Verfassung verankert sein, sie bleiben formal, solange nicht die soziale Abhängigkeit geschwunden ist. Gerade von extrem kollektivistischer Seite – man denke an den sogenannten Universalismus Othmar Spann's – ist ja Marx immer wieder der Vorwurf gemacht worden, er sei im Grunde liberal oder, wie man mit dem Spottwort sagte, liberalistisch. Und das trifft in der Tat auf ihn zu, nicht nur deshalb, weil seine Lehre in einer typisch liberalen Periode entstand, die ausgesprochenen Antiindividualismus schwer vertrug, sondern vor allem, weil sie inhaltlich in erster und letzter Instanz auf den Menschen zugeschnitten ist. Den Schluß des zweiten Abschnittes des Kommunistischen Manifestes bildet der Satz: «An die Stelle der alten bürgerlichen Gesellschaft mit ihren Klassen und Klassen-

gegensätzen tritt eine Assoziation, worin die freie Entwicklung eines jeden die Bedingung für die freie Entwicklung aller ist.» Man merke wohl: hier wird nicht erklärt, daß die Befreiung der Klasse die Bedingung für die freie Entwicklung des Individuums sei, sondern es wird umgekehrt der Vorrang des Individuums fixiert und primär die Vision des befreiten Menschen eröffnet, der seiner Fesseln ledig geworden ist, weil es keine unterdrückte Klasse mehr gibt.

Auch heute schon ist das ganze Bestreben des wahrhaften Sozialismus auf die Freiheit der Persönlichkeit im Sinne allgemeinen Menschentums gerichtet; sie soll verwirklicht sein, soweit das unter den obwaltenden Verhältnissen zu geschehen vermag. Wenn nach Marx die Befreiung der Arbeiterklasse nur das Werk der Arbeiter selber sein kann («Die proletarische Bewegung ist die selbständige Bewegung der ungeheuren Mehrzahl im Interesse der ungeheuren Mehrzahl» — Kommunistisches Manifest), so bedeutet das nichts anderes, als daß jeder Einzelne dieser Aufgabe gewachsen sein muß. Hier darf die Solidarität nicht zur Masse führen, wenn das Ziel erreicht werden soll. Umgekehrt ist es ohne Zweifel die Absicht jener, die Masse züchten wollen, die Arbeiterbewegung ihrer Aufgabe zu entfremden. Es war eines der wesentlichen Ziele des Nationalsozialismus, ja wahrscheinlich seine Hauptabsicht, das Volk zur Masse zu machen, zu einem unförmigen Einheitsbrei, in dem die Einzelpersönlichkeit untergehen sollte. Das war Kommandowirtschaft in schärfster Ausprägung.

III.

Nur auch die unheilvolle Verwechslung von Volk und Masse und die Verkennung des Umstandes, daß der Sozialismus Volk will, während der Nationalsozialismus Masse wollte, läßt Röpke sich zu der Behauptung versteigen, es werde eben der Sozialismus sein, der die Kriege erst recht entfesseln werde. Erst wenn, meint er, im Sozialismus Nation und Wirtschaft nicht getrennt seien, werde der «Lebensraum» zu einem wirklichen Existenzproblem der Nation werden, weil erst dann die staatlichen Machtmittel für die Zwecke der Wirtschaft voll eingesetzt würden. Röpke beruft sich auf die Sowjetunion, aber ihr, die binnenmäßig durch die Vergesellschaftung der Produktionsmittel einen echten Sozialismus eingeführt hat, ist ja so lange nicht erlaubt, diesen auch außenpolitisch zu betätigen, wie sie Macht unter imperialistischen Mächten ist. Erst von einem Sozialismus nicht nur in einem Lande wäre eine universelle Wendung des Staates zur Gesellschaft zu erwarten. Wenn dann mit den imperialistischen Staatswesen auch die imperialistischen Aggressionen verschwinden, ist die Basis für unstaatliche Nationen geschaffen, für Völker, die durchweg aus freien Einzelpersönlichkeiten bestehen. Deren Vereinigung bildet den Völkerbund, während heute alle internationalen Zusammenfassungen, wie sie sich auch nennen mögen, lediglich Staatenbünde sind. Röpke, der eben für jene Zeit erst recht Aggressionstendenzen prophezeit, mißachtet diese entscheidende soziale und seelische Veränderung. Er sieht dumpfe, raublustige Massen, nicht helle, befreite Völker.

Röpkes schwerwiegendes Mißverstehen entspringt nicht zuletzt seiner dem abstrakten Staat des Aufklärungsdenkens und der klassischen bri-

tischen Nationalökonomie entnommenen Auffassung von der freien Wirtschaft, wobei zu bemerken ist, daß Adam Smith, der Vater der klassischen Volkswirtschaftslehre, gar nicht so sehr den abstrakten Staat und die abstrakte Wirtschaft im Auge hatte, wie das oft behauptet wird. In einer freien Weltwirtschaft werden nach Röpke Machtkämpfe zwischen zwei Privatgesellschaften verschiedener Länder erst dann zu einem politischen Streit ausarten, wenn sich die betreffenden Staaten in die Händel der Privatgesellschaften einmischen; sei jedoch die Wirtschaft überall kollektivisiert, so werde ein wirtschaftlicher Konflikt begriffsnotwendig zum politischen Konflikt. Aber der Ton ist hier doch auf den Konditionalsatz zu legen. Wenn sich die Staaten in private Händel einmischen, so liegt doch auch in der freien Wirtschaft ein Fall vor, der keineswegs bloß privater Natur ist. Und es ist ja sogar mehr und mehr die Tendenz einer Zeit geworden, in der die Wirtschaft das große Wort führt und in der private Monopole zwar im Innern der Staaten bekämpft werden mögen, nach außen jedoch zum Hebel der Staatsaktion dienen — man denke an die Erdölkonflikte —, es ist die Tendenz gerade einer ökonomisierten Zeit, daß die Staaten sehr rasch für ihre Privatgesellschaften Partei nehmen. Wenn Röpke dagegen einwenden wollte, das sei ja gerade die Monopolwirtschaft, gegen die er sich wende, so ist das Monopol doch eben aus einer immer mehr rationalisierten Wettbewerbswirtschaft gar nicht fortzudenken. In der spätkapitalistischen Epoche, in der wir uns befinden, ist das Monopol untrennbar mit dem gesamten Wirtschaftszustand verknüpft. Nur ein so unhistorisch denkender Mann wie Röpke vermag das zu leugnen. Doch selbst in einer früheren Periode, als die Weltwirtschaft noch weit ungehemmter funktionierte, haben sich die Staaten unaufhörlich für private Wirtschaftsinteressen eingesetzt: jeder Handelsvertrag bestätigt das. Aus dem Vorhandensein aber oder auch aus dem Nichtvorhandensein der Handelsverträge entstanden auch damals Handelskriege, Wirtschaftskämpfe, die durchaus auch ohne Kriegszustand verlaufen können, man denke nur an die sogenannten Kampfzölle oder an die Retorsionszölle gegen handelspolitische Diskriminierung. Eine freie Wirtschaft im Sinne des völligen Abgelöstseins der Wirtschaft vom Staat hat es niemals gegeben; sie ist erst möglich, wenn der Staat in seiner bisherigen Form aufgehört hat zu existieren. Das aber ist nur denkbar als Konsequenz einer Gesellschaftsordnung, die mit der Befreiung der Arbeit auch die des Menschen bringt.

Der Arbeiter als vertretbare Ware, diese Auffassung ist es, die von der Geschichte unaufhaltsam revidiert wird. Ebenso aber revidiert die Geschichte alle ökonomischen Verhältnisse, die es einem Menschen erlauben, privaten Nutzen aus der Arbeit eines anderen zu ziehen. Das gibt uns die Gewähr, daß Entfaltung der menschlichen Persönlichkeit und Entfaltung des Gemeineigentums keine Gegensätze sind, sondern zusammengehören. Dies und nichts anderes ist Sozialismus. Kant hat von der Achtung erweckenden Idee der Persönlichkeit gesprochen, welche uns die Erhabenheit unserer Natur (ihrer Bestimmung nach) vor Augen stellt, indem sie uns zugleich den Mangel der Angemessenheit unseres Verhaltens in Ansehung derselben bemerken läßt und dadurch den Eigen-

dünkel niederschlägt. Der Sozialismus fordert genau die gleiche Achtung vor der Persönlichkeit, nur daß er sein Postulat festigt, indem er es wirtschaftlich untermauert. Man mag das dann auch Wirtschaftsdemokratie nennen, Realdemokratie, die zur bloßen politischen Demokratie hinzutreten muß. Der Weg dahin ist so deutlich vorgezeichnet, daß alle zweiten Wege, und auch der von Röpke gewiesene «dritte», dem nicht durch Interessen Geblendeten als Rückwege oder Irrwege erscheinen müssen.

In hundert Jahren werden wir so auf die Gegenwart zurückschauen wie jetzt auf die Vergangenheit. In dem berühmten Heptaméron der Königin Margarete von Navarra, der Freundin des Erasmus, einer Frau, deren Menschlichkeit und feine Bildung die Reformationszeit nicht genug zu rühmen wußte, findet sich eine charakteristische Stelle. Es ist von einer Überschwemmung die Rede, bei der einige Herren und einige Diener umgekommen sein sollen. Die Hofgesellschaft, die uns vorgeführt wird, regt sich über den Verlust der Herren auf und ist begeistert, als die Meldung eintrifft, daß sie doch gerettet sind. Die Diener freilich sind verloren. Ihren Tod aber kommentiert die Dame Ennesuite mit den Worten: «Um Diener braucht man nicht weiter traurig zu sein, denn die bekommt man stets leicht wieder.» Noch dreihundert Jahre später – in den dreißiger Jahren des 19. Jahrhunderts – schildert der deutsche Forschungsreisende Johann Georg Kohl in seinen Berichten aus Rußland, wie sich in den eiskalten Petersburger Winternächten oben in den Palästen die reichen Leute amüsieren, indessen auf der Straße die Kutscher und die kleinen zwölfjährigen Vorreiter warten, bis ihnen die Nase, die Hände und Füße buchstäblich abfrieren. Man sollte sich an so etwas erinnern, wenn das Verständnis für gewisse Racheakte des Bolschewismus zu versagen droht.

IV.

Um den Unterschied von Etatismus und Kollektivismus noch zu verdeutlichen, sei auf die Figur von Karl Rodbertus hingewiesen, der zur Zeit von Marx lebte und den deutsche Professoren gern als den eigentlichen Begründer des wissenschaftlichen Sozialismus in Deutschland bezeichnet haben. Wie er aber in einer liberalen Periode antiliberal war und sich deshalb um eindringliche Wirkung brachte, so war er auch im Grunde nicht sozialistisch, sondern etatistisch. Ähnliches gilt, wenn auch in weniger ausgesprochenem Maße, für Lassalle, und auch er ist deshalb immer mehr von seiner ursprünglichen Rolle als Begründer der Arbeiterbewegung abgesunken. Alles Heil für die Arbeiterklasse erwartet Rodbertus vom Staat und verneint logischerweise die «spontane Entstehung von unten im Wege der Assoziation», welche «dem Individualismus unserer Zeit schmeichelt». Man darf ihm dabei nicht vorwerfen, daß er den bürgerlichen Staat nicht durchschaut hätte. Das läßt sich von Sismondi sagen, doch nicht von Rodbertus, von Sismondi, dem immerhin das große Verdienst gebührt, zuerst die fortschreitende Verelendung des modernen Proletariats erkannt zu haben, der aber einem Staat die Abhilfe zudiktierte, dessen Gesellschaftsordnung er nicht antasten mochte. Rodbertus will, daß Boden und Kapital der nationalen Gemeinschaft dienen sollen, eingreifen aber in diesem Sinne soll der Staat, nicht das Volk, und erst

recht nicht das Individuum. Es ist eine Konstruktion von oben wie bei Platon; sie hat der Faschismus aller Spielarten übernommen. Wenn Mussolini den großen französischen Sozialisten Georges Sorel als seinen Lehrmeister bezeichnet hat, so kann das nur gelten für gewisse dynamische Methoden, im Kern dagegen war Sorel noch weit leidenschaftlicher als Marx Vertreter der Assoziation und Aktion von unten her. War Rodbertus Staatskapitalist oder Staatssozialist? Obwohl er noch kollektivistischer dachte als Marx, darf man zweifelhaft sein. Aber man wird sich doch wohl am Ende für den Staatssozialisten entscheiden, da der Plan von Rodbertus das Kollektiveigentum der Arbeitsinstrumente enthält. Um so nachdrücklicher muß man dann den Faschismus als Staatskapitalismus erklären.

Auch zentralistisch im etatistischen Sinne kann die Zukunftsgesellschaft niemals sein; sie wird schon darum föderativen Charakter tragen, weil sie eben Gesellschaft ist, die von unten nach oben zielt. Es mag eine Spitze vorhanden sein, aber die ist nicht aufgepfropft, sondern gewachsen. Der Staat dagegen kommandiert, und er tut das auch, wie schon angedeutet, wenn sogenannte freie Wirtschaft besteht – wohl hängt er ab von der Wirtschaft, die Wirtschaft doch aber wieder von ihm, wie das Faktum zeigt, daß die sogenannte freie Wirtschaft immer mehr dem Staat nachläuft, sich um Stützung durch den Staat bemüht –, die Gesellschaft jedoch ruht auf der freiwilligen Zusammenarbeit der Individuen. Die Urform der Gesellschaft ist die Familie. Ein Witzbold könnte behaupten, daß auch da immer jemand kommandiere, doch haben sich zwei Menschen zur Ehe und zur Gründung einer Familie entschlossen, so wollen sie in der Mehrzahl der Fälle eine Gemeinschaft bauen, in der jedes Glied an seinem Teil zum Gedeihen des Ganzen beiträgt. Indem es sich unterordnet, erfüllt es sich. Auch die Sowjetunion ist ihrem Wesen nach auf dem Wege der Gesellschaft entstanden, denn der Sowjetgedanke kennt ein Rätssystem, das stufenweise von unten nach oben gliedert ist. Wenn trotzdem ein Zentralismus daraus wurde, so historisch deshalb, weil sich im Bürgerkrieg der Sowjetgedanke als zu schwach gegen die anstürmenden Heere der Weißgardisten erwies und sich nun die Kommunistische Partei gleichsam von oben her über die Sowjetidee legte. Dieser Zustand blieb und mußte bleiben, weil, solange ein Weltkapitalismus mit einem festen Staatensystem existiert, die Sowjetunion sich als Staat unter Staaten zu bewähren hat. Daß aber dort die dezentralistische Gliederung immer weiter pulsiert, ersieht man aus der Nationalitäteneinteilung der Sowjetunion. Ihre vielen, nach den Nationen und Nationalitäten sich gruppierenden Republiken, Unterrepubliken und autonomen Gebiete durchkreuzen, zusammen mit dem ursprünglichen Sowjetgedanken, doch immer wieder bis zu einem gewissen Grade den lastenden Moskauer Zentralismus.

Erblicken wir im Marxismus einen neuen, der Entfesselung des Menschen entspringenden Individualismus, der sich mit einem wirtschaftlichen Kollektivismus paart, so zeigt doch auch der von Röpke schlechthin als kollektivistisch gebrandmarkte Faschismus viele individualistische Züge, nur daß dies ein abgestandener Individualismus ist, berechnet allein auf das freie Wirken einer herrschenden Klasse. Nicht umsonst haben die

Alliierten Hunderte von Großindustriellen und Bankiers als Schrittmacher, Geldgeber und Protektoren des Nationalsozialismus ins Loch gesteckt. Zusammengefaßt bildeten diese Elemente die Wirtschaftsoligarchie, die so charakteristisch ist für jeglichen Kapitalismus.

Mit besonderem Ungestüm rennt Röpke gegen den Begriff der Wirtschaftsoligarchie an. Die Vorstellung, die Wirtschaft werde von zweihundert oder dreihundert oder hundertfünfzig Familien beherrscht, sei eine soziale Dämonologie, ähnlich der, die die Jesuiten oder die Freimaurer oder die Weisen von Zion für alles Unglück der Welt haftbar macht. Zweihundert Familien, die an einem Strang ziehen, das sei unmöglich in einem Wirtschaftssystem, das auf der Konkurrenz um die kaufkräftige Nachfrage aufgebaut sei. Nicht die zweihundert Familien seien das wahre Problem, sondern die Zusammenballung der Wirtschaftsmacht in den Monopolen. Gegen die Monopole sich zu erheben, habe aber am wenigsten der Kollektivist ein Recht, der Anwalt eines Wirtschaftssystems, dessen Wesen ja gerade in der stärksten Konzentrierung der Wirtschaftsmacht liege. Man sieht, daß uns hier wieder «der» Kollektivist vorgeführt wird, ohne jede Unterscheidung, zu wessen Gunsten denn die Kollektivierung erfolgt. Aber auch die oberflächliche Vorstellung, als ob man aus dem gegenwärtigen Wirtschaftssystem die Monopole einfach herausreißen könne, tritt hier wieder zutage. Drittens aber errichtet sich Röpke einen Popanz in Gestalt einer Verschwörung von zweihundert Familien, gegen den nun anzukämpfen leichte Mühe ist. Kein vernünftiger Mensch, der von zweihundert Familien gesprochen hat, glaubte jemals, das sei eine Verschwörergesellschaft gleich der Mafia oder der Camorra. Gemeint ist vielmehr das von Marx in der Konzentrations- theorie ausgedrückte kapitalistische Phänomen, daß die großen Fische die kleinen allmählich auffressen. Dies aber äußert sich konkret in der ebenfalls nicht bestreitbaren Tatsache, daß etwa die großen Verwaltungsratsposten überall in den kapitalistischen Ländern in relativ wenigen Händen vereinigt sind. Die hier beteiligten Personen brauchen nicht erst eine Verschwörung, um Macht auszuüben, sie brauchen sich nicht einmal persönlich zu kennen, wenn das auch meist der Fall sein wird; es genügt das gemeinsame kapitalistische Interesse, das nun wieder durch die enge Gemeinschaft von Industriekapital und Finanzkapital akzentuiert ist, dergestalt, daß die Großbanken die von ihnen finanzierten Industriegesellschaften kontrollieren und daß umgekehrt die Industriegesellschaften in den Verwaltungsräten der Banken vertreten sind. Das ist keine dunkle Dämonologie, sondern für den, der sich nicht ausdrücklich selber die Augen verdunkelt, hellste Wahrheit. Man möchte um Entschuldigung bitten, daß man überhaupt noch an diese Tatsachen erinnert.

V.

Da wir immerhin Röpke den guten Glauben nicht absprechen wollen, bleibt nur das Faktum übrig, daß er dem Wesen des Kapitalismus niemals nahegekommen ist. Schon mit dem Begriff ist er höchst unzufrieden, wenn er sich auch charakteristischerweise genötigt sieht, ihn beständig zu gebrauchen. Aber er pflegt ihn dann schamhaft in Anführungszeichen zu

setzen. Soweit er ihn gutheißt, versteht er darunter lediglich die Bildung des Wirtschaftswillens von unten her, durch die Demokratie der konsumierenden Gesellschaft. So wie die politische Demokratie den Staatswillen von unten her formt, sei das in bezug auf die Wirtschaft beim Kapitalismus der Fall.

Diese Begrenzung des Begriffes Kapitalismus aber, die ihn nur als Aufbaumethode der Wirtschaft anerkennt, nicht als eigentlich historische Erscheinung, verharmlost und entgiftet den Begriff, und das ist natürlich die Absicht des Verfassers. Nun ist also der Kapitalismus nur das berechtigte Phänomen einer frei sein wollenden, ihre ungestörte Aktion suchenden Ökonomie. Röpke ist auf diese Weise imstande, prinzipiell für die gegenwärtige Wirtschaftsordnung einzutreten und nur gewisse Korrekturen als notwendig zu erachten. Es ist der von ihm so pompös genannte «Dritte Weg», der freilich sein Grundgebrechen darin aufweist, daß diese Korrekturen – Abbau der Monopolwirtschaft, Zerschlagung der Großindustrie, der großen Städte, des Großgrundbesitzes – glatte Utopisterei bleiben, weil es Forderungen sind ohne historische Basis. Sie sind genau das gleiche Gemisch von kleinbürgerlicher Rückwärtseri und nur in einer neuen Gesellschaftsordnung zu verwirklichender Dinge, wie die hundert Programme der französischen Utopisten des Vormarxismus. All das mußte unfruchtbar bleiben und muß auch bei Röpke steril sein, weil die historischen Zusammenhänge fehlen. Es kommt nach dem Schillerwort darauf an, die Gottheit in seinen Willen aufzunehmen: nur mit der Geschichte, nicht gegen sie lassen sich wesentliche Taten vollbringen. Das aber bedeutet, daß man zunächst die Gegenwart als Geschichte erleben muß, als einen Gesamtkomplex großer Bauteile, aus dem man nicht nach Belieben irgendwelche herausbrechen und auf den Kopf stellen kann. Das geht bei sekundären Bausteinen, nicht aber bei den Pfeilern der Epochenstruktur. Und diese Struktur ist eben heute der Kapitalismus, der freilich in sich manche Wandlungen durchgemacht hat, bis hin zum Spätkapitalismus und Imperialismus, worin wir uns augenblicklich befinden.

Ja, welche Signatur trägt denn sonst etwa unsere Epoche? Darauf erhalten wir vom Autor der «Gesellschaftskrisis der Gegenwart» keinerlei Antwort. Wer seine Bücher liest, möchte meinen, daß wir durch reine Dummheit in ein Netz ökonomischer und sozialer Verstrickungen geraten sind, das durch Monopolwirtschaft, Protektionismus, Planwirtschaft, Kriegswirtschaft und vor allem durch Krieg gekennzeichnet ist. Lauter Torheiten der Menschen, die abgestellt werden können, wenn man sich endlich einmal entschliesse, den Dritten Weg zu beschreiten! Namentlich hat es Röpke, wie schon erwähnt, auf die große Industrie abgesehen; sie will er durch Errichtung möglichst einer Vielzahl kleiner Betriebe zerschlagen. Wenn er in irgendeiner Epoche zu Hause ist, so in der des Biedermeiers.

Bei Röpke heißt es einmal (S. 208 seiner «Gesellschaftskrisis»): «Stellen wir also einen Teil der alten Gemütlichkeit wieder her, indem wir den Geldsachen einen weniger großen Platz einräumen, das heißt den Sektor der einfachen Wirtschaftsverhältnisse (der Selbstversorgung

und des wirtschaftlichen Nahverkehrs) auf Kosten des Sektors der anonymen Konkurrenz vergrößern, so werden wir bereits einen wesentlichen Schritt zur Sanierung getan haben. Wir sind davon überzeugt, daß das Pflanzland hinter dem Hause Wunder tun wird.» Es sei nichts gegen das Pflanzland gesagt, das heute nötiger ist als jemals, aber es ist eine unerlaubte Naivität, zu glauben, daß mit dem Pflanzland hinter dem Hause auch nur ein Stückchen der sozialen Problematik unserer Zeit in Angriff genommen ist.

VI.

Der tiefste Grund von Röpkes Abweisung des Kapitalismus als Entwicklungsbegriff ist sein Abscheu vor der Verknüpfung von Kapitalismus und Imperialismus. Dies Thema ist der zentrale Gegenstand seines letzten Buches. Der Imperialismus ist ihm eine willkürliche und irrtümliche Expansionspolitik, die, statt aus der gegenwärtigen Wirtschaft hervorzugehen, dieser geradezu entgegengesetzt ist. Deshalb sind ihm auch die Kriege unserer Epoche Narrheiten, die sich durch guten Willen und anständige Friedensordnung aus der Welt schaffen ließen.

Die These, daß der Imperialismus eine notwendige Begleiterscheinung des Kapitalismus sei, werde ihn nur dann überzeugen können, erklärt Röpke, wenn ein empirischer Beweis nach zwei Richtungen geführt werde: erstens, daß es niemals Imperialismus ohne Kapitalismus und zweitens, daß es niemals Kapitalismus ohne Imperialismus gegeben habe. Den Beweis führt Röpke auf vier Zeilen, und zwar folgendermaßen: «Die Behauptung, daß es niemals Imperialismus ohne Kapitalismus gegeben habe, wird fast auf jeder Seite der bisherigen Menschheitsgeschichte widerlegt. Der unter Punkt 1 verlangte Beweis kann also unter keinen Umständen geführt werden.»

Röpke hat unzweifelhaft recht, sofern man unter Imperialismus alles mögliche versteht: Ist alle Eroberungspolitik früherer Zeiten Imperialismus, so hat es in der Tat jahrtausendlang Imperialismus ohne Kapitalismus gegeben. Die gesamte ernstzunehmende Forschung über den Imperialismus, nicht etwa nur die marxistische, hat sich ja aber gerade mit Erfolg bemüht, die Imperialismus betitelte Expansionspolitik unserer Epoche von einer früheren Ausdehnungspolitik abzuscheiden und hat ganz bestimmte Merkmale fundamentalen Charakters für diesen Unterschied festgestellt. Wenn Joseph Schumpeter (auf den sich Röpke beruft) auf diesem Gebiet versagte, so beweist das nur, daß man ein tüchtiger Nationalökonom sein kann, ohne doch soziologisch und historisch etwas zu bedeuten. Schumpeter hat im Jahre 1919 eine Schrift «Zur Soziologie der Imperialismen» erscheinen lassen, in der er eine Definition des Imperialismus bringt, die ungefähr das Gegenteil dessen ist, was der Begriff bei entwicklungsgeschichtlicher Auslegung bedeutet. Schumpeter nennt Imperialismus die «objektlose Disposition eines Staates zu gewaltloser Expansion ohne angebbare Grenze». In Wahrheit aber hat es die imperialistische Ausdehnungspolitik mit einem Imperium zu tun — daher der sehr bezeichnende Name des neuen Begriffes —, einem Reich, das sich das imperialistische Staatswesen als vermeintlich notwendigen «Lebens-

raum» konstruiert. Gewiß liegt darin auch die Verführung zu weiterer Ausdehnung dieses Raumes und somit auch die Gefahr von Zusammenstößen der großen Imperialismen bei Überschneidung ihrer Lebensräume, aber das ist ein sekundärer Umstand. Primär dreht es sich um die Unterbringung der heimischen Überschußproduktion in einem geschlossenen Reich, das aber nun nicht etwa nur bestimmte Absatzgebiete umfaßt, sondern ebenso auch Rohstoffgebiete, Kapitaldurchdringungsgebiete und Siedlungsräume. Das hängt alles miteinander zusammen. Die Rohstoffgebiete sollen, ohne daß man den Preisen des Weltmarktes dienstbar wäre, heimische Erzeugung unter günstigsten Bedingungen erlauben, so daß sie dann auch auf dem Weltmarkt möglichst konkurrenzfähig ist und wiederum Devisen für den Bezug von Produkten erbringt, die das eigene Reich nicht bietet. Wichtig ist auch, daß die Rohstoffräume Materialien liefern, die wegen ihrer Seltenheit – man denke an die Stahlveredler – manchmal schwer erhältlich sind. Es ist also doch nicht richtig, daß das Rohstoffproblem nur im Krieg eine Rolle spielt, wie man oft hören kann. Die Gebiete aber, auf denen heimische Bevölkerung in der Welt siedelt, sind als bevorzugte Absatzgebiete gedacht und ferner dazu bestimmt, kulturelle und selbstverständlich auch politische Vorspanndienste zu leisten. Diese verschiedensten Räume werden dann wieder untereinander möglichst durch Stützpunkte – Flottenstationen, Erdölstationen, Kohlenstationen usw. – verbunden und zudem durch immer weiter vorgeschobene Glacisräume gesichert. Das Ganze nennt sich das Imperium, das also unter ausgesprochen wirtschaftlichen Gesichtspunkten konstruiert ist. Konstruiert, nicht mehr oder weniger zufallsmäßig zusammengebracht, wie es der Charakter aller früheren Expansionspolitik war, und mit vorwiegend ökonomischen Zielen, während bei der früheren Prestigepolitik das wirtschaftliche Moment erst in zweiter Linie kam.

Man darf sich nicht dadurch beirren lassen, daß sich der Nationalsozialismus in seiner Expansion gern auf den mittelalterlichen Kaisergedanken berief. Das war in der Hauptsache ideologischer Überbau, der die ökonomischen Interessen verdecken sollte. Überhaupt aber liegt es in der Natur der imperialistischen Epoche, daß niemals so stark wie heute Sein und Schein unterschieden war. Die hochgetriebene Ratio unserer Zeit arbeitet besonders gern mit Irrationalitäten, und die unerhörte Publizität einer Epoche der Presse, des Radios und des Films sucht als Kontrast dazu die Verschwiegenheiten. Je mehr alles Bedeutende in der Öffentlichkeit zu geschehen scheint, desto gewisser spielt es sich in den Kabinetten ab.

Der bemerkenswerteste Ausdruck der Tarnungsmanöver des imperialistischen Zeitalters ist die Interessensphäre. Keine neue Sache, da bereits durch den berühmten Schiedsspruch des Papstes Alexander VI. vom Jahre 1493 die Erde in eine westliche spanische und eine östliche portugiesische Einflußzone zerlegt wurde, aber in der Dimension, die der Interessensphärengedanke heute gewonnen hat, doch etwas durchaus Neues und für den Imperialismus Eigentümliches. Durch die Interessensphäre wird die Ausdehnungspolitik maskiert. Die Grenzen nämlich des Imperiums, die auf der Landkarte gezogen oder in den Staatshandbüchern

angegeben sind, bilden keineswegs seine eigentlichen Grenzlinien. Um das wirkliche Imperium zu kennen, muß man wissen, welche – äußerlich souveränen – Klein- und Mittelstaaten unter seinen Einfluß geraten sind. Und der Kampf zwischen den Imperien geht sehr viel weniger um deren engeren Besitz als um die Vorherrschaft in den Räumen, die von seinen Satellitenstaaten eingenommen sind. Erst aus dieser Tatsache wird klar, wie sich aus den großen Mächten Übermächte herauskristallisieren konnten, eine weltpolitische Ausweitung des von Marx vorgeahnten ökonomischen Geschehens, daß im kapitalistischen System der Konzentrationsvorgang immer intensiver wird.

VII.

Hieraus folgt, daß Länder wie die Kleinstaaten, die nicht in der Lage sind, ein Imperium zu gestalten, ja die sogar sehr häufig in die Funktion der Interessensphäre gelangen, für den aktiven Imperialismus in der Regel nicht in Betracht kommen. Hier ist Kapitalismus ohne Imperialismus vorhanden. Freilich gibt es auch dabei Ausnahmen, denn Holland und Belgien sind Kleinstaaten und haben sich gleichwohl imperialistisch betätigt. Auch der Frühkapitalismus, ja selbst der Hochkapitalismus in seinen ersten Stadien, kannte noch keinen Imperialismus, weil die Diskrepanz zwischen Produktion und Absatzmöglichkeiten erst im Entstehen begriffen war. Außerdem gab es noch genug Möglichkeiten der Durchkapitalisierung der binnenländischen vorkapitalistischen Produktionsformen. Gewiß hat auch schon damals der Kapitalismus sich bestrebt, nichtkapitalistische Territorien jenseits der binnenländischen Grenzen zu durchdringen, und insofern hatte auch schon zu jener Zeit der berühmte Satz des Kommunistischen Manifests seine Berechtigung: «Das Bedürfnis nach einem stets ausgedehnteren Absatz für ihre Produkte jagt die Bourgeoisie über die ganze Erdkugel. Überall muß sie sich einnisten, überall anbauen, überall Verbindungen herstellen» – der eigentliche Reichsbau begann jedoch erst, als die kapitalistischen Widersprüche sich häuften. Es ist das Stadium eines in Schwierigkeiten geratenen Hochkapitalismus und das des Spätkapitalismus, dessen Zeit nun angebrochen ist. Zunächst schien es so, als ob die Produktions- und Absatznöte durch eine Monopolwirtschaft zu lösen seien, die die Produktion verbilligt, die Produktionsmenge reguliert und die freie Konkurrenz unterbindet; da das aber nicht genügte, weil der Monopolist innerhalb, nicht außerhalb der Konkurrenzwirtschaft steht und somit den Weltmarktkrisen unterliegt, außerdem aber die Monopole im Innern der Staaten das soziale Problem verschärften, mußte sich zwecks erhöhter Krisenfestigkeit der Begriff des Lebensraums aufdrängen, des durch protektionistische Schranken geschützten Großraums, wobei, wie wir schon sahen, die Monopolwirtschaft den Imperialismus steigerte und beschleunigte. Dabei ist hervorzuheben, daß der von Röpke gebrachte Einwand: das Abstoßen der Überschußproduktion durch den Export sei schon deshalb keine Lösung, weil jeder Export mit Import verknüpft sei und nun das Absatzproblem für diese ausländischen Güter dringlich werde, deshalb die Sache nicht trifft, weil der Reichsbau ja gerade neue Gebiete in irgendeiner Form, sei es durch nackte Annexion, sei es durch Bil-

dung von Interessensphären, in den heimischen Raum einbeziehen will.

Röpke spricht viel davon, daß sich der Marxismus selber über die Theorie des Imperialismus nicht klar sei, weil verschiedene Meinungen existierten. Es ist richtig, daß zum Beispiel Hilferding eine besondere Theorie vertreten hat und daß insbesondere zwischen Rosa Luxemburg und Bucharin ein lebhafter Streit über die von Rosa Luxemburg verfochtene Akkumulationstheorie entstanden ist. Obwohl aber Rosa Luxemburg in ihrem 1913 erschienenen Buch «Die Akkumulation des Kapitals — Ein Beitrag zur ökonomischen Erklärung des Imperialismus» einige Fehler begangen hat (die hier nicht erörtert werden sollen), hat sie doch unzweifelhaft nachgewiesen, daß der Kapitalismus auf die Dauer nicht lebensfähig ist, wenn er keine Ausweichmöglichkeiten in nichtkapitalistische Räume besitzt. Auch Marx hat in seinen bekannten Schemata über die kapitalistische Produktionserweiterung Fehler gemacht, und doch hat auch er bereits im Kommunistischen Manifest klar erkannt, daß der Vorstoß in die neuen Räume sich unter der Peitsche der Krisen vollzieht. «Wodurch», so heißt es hier, «überwindet die Bourgeoisie die Krisen? Einerseits durch die erzwungene Vernichtung einer Masse von Produktivkräften, andererseits durch die Eroberung neuer Märkte und die gründlichere Ausbeutung alter Märkte. Wodurch also? Dadurch, daß sie allseitigere und gewaltigere Krisen vorbereitet und die Mittel, den Krisen vorzubeugen, vermindert.»

Von namhaften sozialistischen Theoretikern hat nur ein einziger, Kautsky, sich auf den Standpunkt gestellt, daß Kapitalismus und Imperialismus nichts miteinander zu tun hätten, ja, daß der Kapitalismus seinem Wesen nach der imperialistischen Expansionspolitik widerstrebe. Gewiß betreibe, so meint Kautsky, der Kapitalismus Expansion, aber das sei nicht Imperialismus. Dieser sei nur eine bestimmte Gewaltmethode der Expansion, die lediglich im Interesse kleiner kapitalistischer Gruppen, des Bankkapitals und der Militärs, liege. Mehr und mehr höre die politische Macht auf, taugliches Mittel wirtschaftlicher Expansion zu sein. Die Ausgaben für das Wettrüsten verminderten nur die Fonds für die Kapitalanlagen im nichtkapitalistischen Ausland; deshalb werde sich die Mehrheit der Kapitalistenklasse immer stärker der imperialistischen Gewaltpolitik widersetzen, und so würden auch die kapitalistischen Mächte sich von ihr abwenden, um zur Politik des Manchestertums mit Freihandel und offener Tür zurückzukehren. Rosa Luxemburg hatte es nicht schwer, Kautsky zu widerlegen, zumal diesen bereits die Realitäten genügend bloßgestellt hatten. Aber nun nimmt Röpke den alten Faden wieder auf.

VIII.

Freilich ist zu dem bisher Gesagten eine bedeutsame Hinzufügung zu machen. Wenn die Kriege unseres Zeitalters überhaupt nur durch Ableitung aus einem verfallenden Kapitalismus verstanden werden können, so ist doch dies wirtschaftliche Moment nicht ihre alleinige Ursache. Die übliche marxistische Theorie gibt da nur eine Teilwahrheit. Ein Blick auf das Wesen des zweiten Weltkrieges bestätigt das. Er ist zweifellos hervorgegangen aus einem Gegensatz der großen Imperialismen, und in-

sofern standen die Hauptkriegführenden gleich. Aber er war daneben doch auch noch ein Krieg um Freiheit und Menschenrechte, und in dieser Hinsicht standen die Hauptkriegführenden auf sehr ungleicher Basis. Hatten im ersten Falle alle Beteiligten gleich recht und gleich unrecht, so hatte im zweiten – vom Standpunkt der menschlichen Entwicklung und Höherführung aus betrachtet – der eine Teil recht, der andere unrecht. Fragt man aber, woher denn diese Verschiedenheit der Grundlagen gekommen sei, so lautet die Antwort: aus den verschiedenen Staatsideen. Die Mächte, die man gemeinhin als demokratisch bezeichnet, vertraten eine andere Staatsidee als die faschistischen Mächte, die die Demokratie bekämpften. Daß aber hier Demokratie herrschte, dort Faschismus, entsprang wieder zu einem erheblichen Teil bestimmten geschichtlichen Erlebnissen, die eine bestimmte Staatsraison zur Folge hatten. Die Staatsraison ist, kurz gesagt, die Art und Weise, in der ein Staat sein geschichtliches Leben führt. Ein Land, das von alters her militaristische und absolutistische Traditionen besitzt, war von vornherein für den Faschismus empfänglich. Und war dieses Land eine feudal-junkerliche Grundstruktur niemals losgeworden, so konnte es erst recht keine Immunität gegen den faschistischen Bazillus haben.

Doch auch Positives läßt sich zum Thema der Staatsraison vorbringen. Warum ist die militärische Dienstverweigerung im modernen Krieg eigentlich niemals praktisch geworden, obwohl sie doch immer wieder mit der Begründung propagiert worden ist, es sei für den Proletarier ein Unding, dem Klassenstaat militärische Gefolgschaft zu leisten? Weil der Gegenwartsstaat eben doch nicht nur Klassenstaat ist mit Trennung von Bourgeoisie und Proletariat, sondern ebenso auch Vaterlandsstaat, Staat der Heimat, in dem die Staatsidee ein überhöhendes Moment bildet, in das Brauch und Herkommen, Sitte und rechtliche Überzeugungen des Volkes seit Jahrhunderten eingeflossen sind. Der Satz des Kommunistischen Manifests, der Arbeiter habe kein Vaterland, ist nur für den Klassenstaat richtig, nicht für den Heimatstaat. Und wenn der Proletarier, genau wie der Bürger, in einem aufgezwungenen Kriege zu den Waffen greift, so verteidigt er dabei nicht den Klassenstaat, wohl aber die Summe der im Staat verkörperten Überzeugungen und Gewohnheiten seines Volkes. Die will er sich nicht nehmen lassen, ja noch viel weniger als der Bourgeois, der in dieser Hinsicht weit internationaler zu denken pflegt.

Die Romantik hat das große Verdienst, auf diese Tatsache einer überhöhenden Idee zuerst aufmerksam gemacht und ihr in dem Begriff des Volksgeistes einen Namen gegeben zu haben. Eichendorff hat vielleicht am besten das, worum es sich hier handelt, mit den Worten umschrieben: «Das Volk lebt weder von Brot noch von Begriffen allein, sondern recht in seinem innersten Wesen von Ideen. Es will etwas zu lieben oder zu hassen haben, es will vor allem eine Heimat haben im vollen Sinne, das ist: seine eigentümliche Atmosphäre von einfachen Grundgedanken, Neigungen und Abneigungen, die alle seine Verhältnisse lebendig durchdringe.» Es ist das Verhängnis eines von beziehungslosen Literaten erzeugten Vulgärmarxismus, daß er zugunsten von papierenen Doktrinen diese Wirklichkeiten zu ignorieren pflegt. Der Fehler der Romantiker lag

nur darin, daß sie den Volksgeist fast allein positiv werteten; er ist aber genau so für die schlechten Traditionen verantwortlich — insbesondere in der imperialistischen Epoche für die den Imperialismus verschärfenden und brutalisierenden — wie für die guten, dem Volksleben förderlichen.

So kämpften also im zweiten Weltkrieg nicht nur imperialistische Mächte gegeneinander, sondern auch Staats- und Volksideen, die einen die persönliche Freiheit verfechtend, die andern ihr entgegengesetzt. Damit ist zugleich gesagt, daß auch im Zeitalter des Imperialismus die Kriege nicht allein imperialistisch-wirtschaftlicher Natur sind. Der Kapitalismus ist zu ihrer Erklärung nicht fortzudenken, aber diese Interpretation genügt nicht. Nur brauchte nicht erst Röpke zu kommen, um uns zu versichern, daß hier auch geistige Faktoren primären Charakters mitspielen; ich habe in meinem 1939 in Basel erschienenen Buch «Der Sozialimperialismus als letzte Etappe des Imperialismus» auf die ambivalente Position der Kriege unseres Zeitalters ausführlich hingewiesen, und auch andere Autoren haben sich zu dieser Anschauung bekannt. Erwägt man dies, so ist zu der vorhin getroffenen Feststellung, das in Anknüpfung an den mittelalterlichen Kaisergedanken konstruierte «Reich» des Nationalsozialismus sei eine typische Überbauideologie gewesen, eine gewisse Einschränkung zu machen. Es hatte doch insofern nicht rein wirtschaftlich imperialistische Ursprünge, als tatsächlich in der deutschen Staatsidee noch einige Rudimente der mittelalterlichen Kaiserpolitik schliefen. Sie waren allerdings sehr dürftig, so dürftig wie der Wotansglaube, und entsprachen mehr antiquarischen Erinnerungen unter den Gebildeten als wahrer Volksüberzeugung.

IX.

Nach einer andern Richtung geht die Einschränkung, die weiterhin zum Problem des Faschismus zu machen ist. Wenn wir erklärten, er entstamme bestimmten Traditionen eines Staates und Volkes, so ist ergänzend zu betonen, daß sich diese Überlieferungen doch nur unter dem Einfluß aktuell-imperialistischer Faktoren in diesem Grade entzünden konnten. Der Zündstoff war die imperialistische Situation, die zum Zwecke des Obsiegens in der fieberhaften Staatenkonkurrenz die Außenpolitik entscheidend vor die Innenpolitik rückt. Um imperialistische Stoßkraft zu erreichen, drücken alle aktiv imperialistischen Mächte die Innenpolitik in bisher unerhörtem Maße zugunsten der Außenpolitik nieder. Es ist das ja eine seit Jahrtausenden bei auswärtigen Verwicklungen angewandte Methode, sie mußte aber in einem Zeitalter unaufhörlicher Kriege und Krisen zur landläufigen Praxis werden. Immerhin bleibt sie dort, wo freiheitliche Traditionen als Hemmschuh wirken, in noch gerade erträglichen Grenzen, während im andern Falle — und dies eben ist der Faschismus — eine radikale Ertötung des lebendigen Innenlebens der Staaten und die Vernichtung ihres rechtsstaatlichen Charakters erfolgt. Im Zusammenhang damit vollzieht sich eine totale Zentralisation aller Regierungsgewalten, wie das auch sonst in der Natur des Absolutismus liegt. So ist gerade der Faschismus typischer Ausdruck des Spätkapitalismus und Imperialismus, wobei freilich die Voraussetzung einer Disposition gegeben sein muß, wie

sie hervorgerufen wird durch eine bestimmte Staatsidee oder konkreter: durch ein bestimmtes geschichtliches Leben. Wenn Benedetto Croce den Faschismus als antihistorisch bewertet, als Einbruch in die Geschichte, als geschichtslos, so ist, abgesehen davon, daß es überhaupt nichts Antihistorisches gibt, gerade der Faschismus getreuer Ausdruck des verzweifelt nach Rettung spähenden Kapitalismus.

Es ist sehr interessant, daß der Kapitalismus, der in seinem Frühstadium und noch in seiner Hochblüte das Individuum stärker entfesselte als jemals eine frühere Epoche, in seinem Verlauf zur Diktatur geführt hat. Der tiefste Grund liegt darin, daß er eben doch nur eine Oberschicht zur Befreiung und fast schrankenlosen Betätigung brachte, und daß darunter ein immer breiteres Proletariat erwuchs, dem die Kaufkraft gelähmt war. Die daraus folgende Zerrüttung des inneren Marktes ließ die imperialistischen Impulse erwachen. Indem nun aber ein Nichtfriedenszustand sich über die Welt legte, erhob sich überall heftigere Staatsautorität, die jetzt auch der Oberschicht einen großen Teil der Freiheiten nahm. Die Peitsche der kapitalistischen Krise hat den Regierungen genützt und den Völkern geschadet. Es ist also gerade umgekehrt wie Röpke behauptet: die persönliche Freiheit mußte vor der greisenhaft gewordenen Marktwirtschaft zurückweichen. Als man in Deutschland fast zehn Millionen Arbeitslose und Kurzarbeiter zählte, opferte man seine Freiheit einem Mann, der zwischen alle Klassen und Schichten fiel, einem völlig bindungslosen, familienlosen Abenteurer, dem man eben deshalb äußerste Unbedenklichkeit im Streben nach Weltgeltung zutraute. Daraus entstand ein Sozialimperialismus, ein Pseudosozialismus, der den Kapitalismus vorwärtstriebe, indem er mit den kleinen selbständigen Existenzen aufräumte, die industrielle Konzentration auf die Spitze führte und, trotz aller Tarnung, die Großen verdienen ließ, was sie wollten. Nach außen gigantische Produktion für den Krieg, im Innern Niederhaltung der Arbeiterschaft — es war ein Paradies für die «Industriekapitäne». Erst wenn auch die kapitalistische Planwirtschaft mit ihrer geordneten Unordnung durch ein Wirtschaftssystem ersetzt ist, das Erzeugung und Verbrauch in Harmonie miteinander bringt, und das zugleich, indem es das arbeitslose Einkommen kassiert, die Arbeit so zu ihrem Rechte kommen läßt, daß die Kaufkraft der Massen sich vervielfacht, ist die imperialistische Konkurrenz und damit die eine freiheitliche Innenpolitik vernichtende Außenpolitik erstorben.

Röpke, der das zentrale Thema unserer Tage, die quälende Gesellschaftskrise, zu analysieren sich erkühnte, weiß nichts von den Kräften, die diese Krise verursachen. Wenn Voltaire den Ausspruch getan hat: «Die großen Angelegenheiten, die Kriege, Revolutionen, sind wie Gewitter, deren Schläge man spürt, ohne ihre Kräfte zu kennen», so hat die Forschung seit Hegel und Marx sich doch mit bewundernswertem Erfolg bemüht, den Potenzen nachzuspüren, die diese Schläge hervorbringen. Es ist von minderer Bedeutung, ob man sich Sozialist oder Marxist nennt, ob man den Sozialismus mag oder nicht — wer, wie Röpke, Marx als historischen Schlüssel verwirft, der beraubt sich von vornherein des wesentlichen Instrumentes geschichtlicher Erkenntnis. Man hat nicht mit Un-

recht gesagt, daß vor Kant alle Vernunftkenntnis im Grunde ein Philosophieren ins Blaue hinein gewesen sei; nun, das gleiche läßt sich für Marx in bezug auf die Kräfte behaupten, die die geschichtlichen Bewegungen der Menschheit herbeiführen. «Man hatte auf diesem Gebiet» — wir zitieren den großen sozialistischen Theoretiker Georg Plechanow — «nur einige mehr oder weniger wahre, mehr oder weniger scharfsinnige Teilbeobachtungen gemacht, darunter einige sehr wahre und scharfsinnige, aber immer unzusammenhängende und Teilbeobachtungen.» Marx aber wäre nicht vorhanden ohne Hegel, der dem historischen Geschehen zuerst die systematische Entfaltung und Verknüpfung der Tatsachen sowie die immanente Dynamik abgeläutert hat. Und wenn auch inzwischen die Einseitigkeiten des historischen Materialismus durch die Erkenntnis eines Pluralismus der Geschichtskräfte abgeschliffen worden sind, so ist doch das ökonomische Moment in einer Epoche des Kapitalismus das übertragende. Nicht immer war es so, und vor allem wird es nicht immer so sein. Gerade als Konsequenz der Lehre von Marx dürfen wir die Prognose wagen, daß in einer Zeit, da der arbeitende Mensch befreit ist, sein geistiges Wesen so erobernd auftreten wird, daß es nun die Szene des universalgeschichtlichen Lebens beherrscht.

Martin Niemöller

Ein politisches Wort zu einer kirchlichen Frage

Von Franz Schmidt

(Schluß)

Die Bekenntniskirche und der Staat

Der Kampf der Bekenntniskirche richtete sich nicht gegen den totalitären nationalsozialistischen Gewaltstaat; er richtete sich lediglich gegen die Übergriffe des Staates auf die Kirche. Am Beispiel der Juden: Die Bekenntniskirche kämpfte nicht gegen die Judenverfolgungen, sie kämpfte nur gegen die Anwendung des «Arierparagraphen» in der evangelischen Kirche (das heißt gegen die Verfolgung von Evangelischen, die jüdischer Abstammung sind). Man muß das sehr deutlich sagen, weil immer wieder das Gegenteil behauptet wird. So von Stückelberger, der erklärt, die Bekenntniskirche habe die Sache der Juden zu der ihren gemacht; das stimmt eben nicht, sie hat — von Einzelhandlungen ihrer Anhänger abgesehen — nur die evangelisch getauften Juden gegen die nazistische Verfolgung zu schützen sich bemüht.

Wie wenig die Bekenntniskirche gesonnen war, das nationalsozialistische staatliche Machtgefüge an sich anzugreifen, geht aus Beschlüssen der evangelisch-reformierten Landeskirche der Provinz Hannover hervor, welche am 17. Oktober 1934 erklärte:

«Wir können als Vertreter der Kirche unserem Volke und seinem Führer keinen besseren und auf die Dauer wirksameren Dienst leisten als den, daß wir mit Einsatz unserer ganzen Person daran mitarbeiten, daß aus der Kirche alles,